Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 45 (1951)
Heft: 11

Artikel: Karl Barth zum Problem des Krieges
Autor: Heering, G.J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139536

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wenn ich im strahlenden Sonnenschein über eine blühende Wiese gehen würde. Und ich lächle im Dunkeln dem Leben, wie wenn ich irgendein zauberhaftes Geheimnis wüßte, das alles Böse und Traurige Lügen straft und in lauter Helligkeit und Glück wandelt. Und dabei suche ich selbst nach einem Grunde zu dieser Freude, finde nichts und muß wieder lächeln über mich selbst. Ich glaube, das Geheimnis ist nichts anderes als das Leben selbst; die tiefe nächtliche Finsternis ist so schön und weich wie Sammet, wenn man nur richtig schaut.» Glaubt man nicht einen chassidischen Heiligen zu vernehmen?

So denken wir sie uns und so bleibt sie uns: in der finstern Nacht des jahrelangen Kerkers durchströmt und durchstrahlt von der innern Helligkeit ihres Seins. Daß die begnadete, von Liebe und Leben leuchtende Gestalt das Opfer einer gemeinen Mörderbande wurde – es wäre nicht im Sinne Rosa Luxemburgs und nicht im Sinne dessen, was uns ihr Leben und Sterben lehrt, darüber in wilder Verbitterung nutzlos zu klagen. Viel eher würde sie es verstehen und uns mit ihren wehen, wissenden Augen zulächeln, wenn wir mit ihren Worten sprächen: «So ist das Leben, und so muß man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd – trotz alledem.» Das ist ihr Vermächtnis an die Überlebenden aus der Revolution, die mit ihrem und des Freundes Leben zusammenbrach: ein tapferer Glaube an den Sieg trotz dem blutigen Unterliegen. Aber nicht nur einen Glauben hat sie uns hinterlassen, sondern eine Wirklichkeit. Wie eine große unschuldige Sonne strahlt uns aus der Nacht ihres Lebens und Todes ihre Seele entgegen, strahlt über menschliche Verworfenheit und Niedrigkeit, über Dumpfheit und Trägheit und Verbrechen: der Sieg der unsterblichen Liebeskraft, der menschlichen Reinheit und Opfergröße – trotz alledem.

Margarete Susman

Karl Barth zum Problem des Krieges

I.

Im jüngst erschienenen Band seiner Kirchlichen Dogmatik (III/4) hat Karl Barth unter dem Titel «Das Gebot Gottes des Schöpfers» eine Ethik vorgelegt, die eingehendes Studium verdient. Es ist die Ethik eines weitblickenden, scharfsinnigen und unabhängigen Mannes. Von der christlichen Freiheit her gelangt er zur christlich normierten Ehrfurcht vor dem Leben als dem Geschenk, dem Auftrage und dem Geheimnis Gottes –, einer Ehrfurcht, die sich kritisch unter anderem mit dem Selbstmord, der Schwangerschaftsunterbrechung, der Euthanasie und der Todesstrafe auseinandersetzt. Von hier aus wendet er sich dem in unseren Tagen so besonders dringlichen Problem des Krieges zu, womit er sich auf den meist kompreß gedruckten Seiten 515–538 beschäftigt; eine wichtige Betrach-

tung, in die er auch mein Buch «Der Sündenfall des Christentums» einbezieht.

Es ist ein eigenes Gefühl, ein Buch fast ein Vierteljahrhundert nach seinem Erscheinen kritischer Behandlung unterworfen zu sehen. Es erschien im Sommer 1928, die deutsche Übersetzung 1930, Barths Kritik 1951. In 23 Jahren kann sich vieles ändern, besonders in unserer hastenden Zeit. Tempora mutantur, nos et mutamur in illis. Barth weiß ja aus eigener Erfahrung, wie christliche Glaubenslehren, selbst recht zentrale, radikaler Änderung unterworfen sind. Desto mehr wird sich etwas ändern können bei Anschauungen, die aus dem Glauben hervorgehen und zugleich auch in besonders enger Beziehung zu den wechselnden Umständen der Zeit stehen —, wie es eben beim Problem des Krieges der Fall ist.

In großen Zügen hege ich die gleichen Anschauungen wie vor 25 Jahren. Die Nebenlinien sind einer in sich notwendigen Änderung unterworfen. Als ich mein Buch schrieb (Winter 1927/28), hegten wir noch Vertrauen in den Völkerbund (I), setzte Dänemark sich mit der gänzlichen Abrüstung als Beweis dieses Vertrauens auseinander und arbeiteten auch in den Niederlanden einflußreiche politische Parteien für das gleiche Ziel (II). Ferner hatten einige prinzipielle Dienstverweigerer, die den sittlichen Mut und die Kraft aufbrachten, um für ihre Überzeugung einzustehen und auch zu leiden, die Regierung der Niederlande veranlassen können, das Gesetz für die Befreiung der Dienstverweigerer aus Gewissensgründen vor das Parlament zu bringen, das von diesem 1923 in Kraft gesetzt wurde (III). Die zweite und dritte Phase hat die Schweiz nicht gekannt, die dritte leider bis auf den heutigen Tag nicht. — Wir meinten damals, den rechten Weg eingeschlagen zu haben. Auf unseren internationalen Konferenzen erfuhren wir warmes Interesse aus allen Ländern und konnten uns damals nicht denken (zwar habe ich in meinem Buch, besonders in der 3. Auflage von 1933, davor gewarnt), daß ein zweiter Weltkrieg unmittelbar bevorstünde.

Wenn Barth also unseren relativen Optimismus kritisiert, hat er wohl recht, jedoch auch ein recht leichtes Spiel. Wir haben, wie auch er, dieses und jenes gelernt. Und wichtiger ist ein zweites: wenn Barth mir vorhält, daß ich in meinen Ausführungen von 1928 die Eschatologie vernachlässige und zu wenig achte auf «die Entartung der Eschatologie und von daher auf die Überschätzung und dann auch falsche Interpretierung der Gegebenheiten und Gesetze dieser Welt» (S. 520), dann hat er wiederum recht. Auch in dieser Hinsicht habe ich umgelernt. Meine mir nahestehenden Mitarbeiter wissen, daß ich — falls es mir vergönnt ist, mein Buch nochmals umzuschreiben — dem Glauben an das kommende Reich Gottes mehr Bedeutung einräumen werde.

Mein wichtigstes Bedenken gegen Barths Behandlung meines Buches ist aber, daß er sich damit begnügt, einige Äußerungen hervorzuheben, gegen die er Einwände vorzubringen hat; daß er aber keinen Hinweis bringt auf die vielen Seiten, denen er von Herzen zustimmt und die meines

Erachtens nicht ohne Einfluß auf seine Bearbeitung der Frage gewesen sind. — Wir wollen uns aber lieber darüber freuen (denn es geht schließlich nicht um mein Buch, sondern um die Sache!), daß Barth unserer Kritik an der Haltung der Kirche hinsichtlich der Kriegsfrage (die für sie viel zu wenig eine wirkliche Frage ist!) so weitgehend beipflichtet.

Auch Barth hält fest, daß die 314 unter Anwesenheit von Kaiser Konstantin in Arles tagende Synode den ursprünglichen christlichen Standpunkt verleugnete und den Dienstverweigerer mit der höchsten Strafe, nämlich mit der Exkommunikation, belegte: «Diese prinzipielle, die Blankoberechtigung zum Kriegführen» und die anschließende theologische «Begründung» des «gerechten Krieges» war eine äußerst gefährliche Schwenkung der Kirche gegenüber den Gesetzen und Wegen dieser Welt; alle Kontrolle und Kritik drohte verloren zu gehen. «Es ist schon wahr, daß hier eine besondere und heute immer unerträglicher werdende *christliche Verkehrtheit* vorliegt» (S. 521).

Von einem «Sündenfall des Christentums» aber soll hier nach Barths Meinung nicht die Rede sein: «man nehme nicht allzu rasch allzu große Wort in den Mund» (S. 520). Zu rasch? Nach 1600 Jahren? Nach der endlosen Prozession der Schande und des Elends, die von jenen Beschlüssen ausgegangen ist? Wie dem auch sei, ich bin noch immer dankbar, daß dieser scharfe Titel meines Buches sich mir damals, allen dogmatischen Bedenken zum Trotz, geradezu aufdrängte. Der Titel der französischen Übersetzung «Dieu et César» ist ebenso richtig und überdies ruhiger, klassischer. Der holländische und der deutsche Titel aber ist wie ein Bolzen, der von innen in die Mauern der Kirche gedrungen ist und dort bleiben soll, bis er seinen Dienst getan hat. Wie ein Thüringer Pfarrer mir schrieb: «Der Sündenfall des Christentums wird immer mehr offenbar.»

Trotz der Ablehnung meines Titels wendet sich Barth mit gleicher Schärfe gegen die «nachkonstantinische Kriegstheologie», die «aus einer Art Panik, dem Kaiser doch nur ja zu geben, was des Kaisers ist, die heilsame Distanz» (S. 521) zwischen Kirche und Staat, welche allein weiterhin Kritik ermöglicht hätte, nicht zu wahren wußte und bis in unsere Zeit unter mißbräuchlicher Verwendung von Bibelworten den Krieg rechtfertigt. In ihrer bereitwilligen Anerkennung des «gerechten Krieges» übersah die Kirche, daß weitaus die meisten Kriege um der Macht oder materieller Vorteile willen geführt werden, und daß nur mit dem «seltenen, sehr seltenen Fall des gerechten Krieges» (S. 531) zu rechnen ist. Dabei bemerkte die Kirche nicht einmal «den Verlust des Gespürs für das nun doch unerhört Außerordentliche: die Möglichkeit des Massentötens von Staats wegen» (S. 521). So kam sie dazu, «den Krieg in ihr eigenes christliches Lebenssystem ganz gemütlich einzubauen» (S. 522). So konnte sie keine Friedensmacht sein, nicht einmal eine Bremse wider den Krieg. So gab sie eben dem Staate «carte blanche für den Griff nach der ultima ratio nach außen, für die Veranstaltung eines staatlich organi-

sierten Massentötens ... ohne darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Massentöten Massenmord sein könnte» (S. 522).

Barth wendet sich gegen eine Reihe hervorragender Theologen, gegen Th. Haering, W. Herrmann, A. Schlatter, P. Althaus und auch gegen E. Brunner, die alle den Krieg «vom Wesen des Staates bzw. von der geschichtlichen Existenz der Völker her zu rechtfertigen versucht haben» (S. 523). So wird der Krieg zugleich mit dem Staate verherrlicht, so entstehen die nationalistischen Schul- und Jugendbücher, aus denen auch Theologen oft ihre Weisheit holen. An diesem Punkte bedarf die Theologie wohl dringend der «Entmythologisierung».

Auf keinen Fall darf nach Barth die christliche Ethik aussprechen, daß die «Gewaltausübung das Wesen des Staates sei» (S. 522). Die *normale* Aufgabe des Staates besteht nach innen und nach außen nicht darin, menschliches Leben zu vernichten, sondern menschliches Leben zu erhalten und zu fördern. Die biologische Weisheit, daß zur Erhaltung und Förderung des Lebens auch Lebensvernichtung gehöre, hat in der Ethik als Norm und Regel keinen Raum. Der Staat, den die christliche Ethik bejahen kann und muß, ist nicht das mythologische Urwaldtier, das Ungeheuer mit dem Januskopf, das jeden Augenblick bereit ist, Tausende zu Tötern und andere Tausend zu Getöteten zu machen. Die normale Aufgabe des Staates besteht darin, den Frieden so zu gestalten, daß er dem Leben dient, den Krieg aber gerade fernhält. Wird der Staat gezwungen, Krieg zu führen, dann ist diese Tatsache als abnorm zu betrachten, als eine Aufgabe in anormalem Notzustand, als des Staates opus alienum. Verzichtet die Kirche ihrerseits darauf, ihren ganzen Einfluß gegen den Krieg geltend zu machen, dann ist sie kein Licht in der Welt mehr, dann ist sie zur Finsternis geworden. Wirft sie ihr Gewicht nicht entscheidend in die Waagschale, dann ist sie ein dummes Salz geworden, ein stummer Hund, der sich dann auch nicht wundern soll, von allen Seiten mit Füßen getreten zu werden. Muß diese Sorge (die Schmach der Rechtfertigung jedes Krieges von sich zu tun) für die christliche Ethik nicht viel vordringlicher sein als die, daß sie ein Stück weit mit der der Pazifisten[1] verwechselt werden könnte? Wie könnte es anders sein, als daß sie in der Tat mit diesen ein gutes Stück weit zusammengehen muß? (Vgl. S. 522, 524).

Ebenso wohltuend wie diese ungeschminkte Kritik ist Barths Mahnung, die Verantwortung nicht abzuwälzen auf den Kaiser, auf den Staat, auf die Obrigkeit, von der es doch heißt, daß sie im Namen Gottes handelt und gebietet, – wie dies die christliche Ethik zu tun gewohnt war. So wird das persönliche Gewissen um seine Wirksamkeit betrogen, man macht den Staat «zu dem seelenlosen, despotischen, menschenfresserischen Tier aus dem Abgrund» (S. 532) und erweist ihm einen denkbar schlechten Dienst. Es ist ja der Mensch selbst, der Mann oder die Frau, der das

[1] Barth spricht von «Pazifisten» im Sinne des englischen Sprachgebrauchs; = Antimilitaristen.

Werk des Tötens vorzubereiten, zu fördern und schließlich persönlich zu vollbringen hat. Der christliche Staatsbürger ist von Gott persönlich gefragt: darf dies sein? Der Staat hat keine göttliche Vollmacht, auch die Mehrheit des Volkes kann fehlen. «Die Kriegsfrage muß auch als persönliche Frage gestellt und beantwortet werden.» Ist ein Kriegsziel vom christlichen Standpunkt aus verwerflich, dann soll die Kirche den Mut haben, auch Nein zu sagen, «sie müßte der Regierung und der Majoriät im Staate gegenüber freilich das Odium der Unzuverläßigkeit auf sich nehmen und das ganze Risiko solcher revolutionären Staatstreue tragen müssen. Und sie müßte gegebenenfalls ihrerseits auf Bedrohung gefaßt, zum Leiden bereit sein. Wer sagt ihr, daß sie vom Risiko der Propheten dispensiert sei? Der Staat soll mit einer Kirche rechnen müssen, die heute zum Dienst, morgen aber zur Dienstverweigerung aufrufen kann. Hier würde der Staat in der Kirche auf seine wesensmäßige Schranke stoßen, die doch als solche auch sein tiefster Grund und Halt ist. Und wo sollte es dem Staat heilsamer sein, mit seiner Schranke rechnen zu müssen, als da, wo es um seine ultima ratio geht, und damit um die Frage, ob er sich als Träger der göttlichen Ordnung bewähren oder in deren Verkehrung zum Massenmörder werden sollte?» (S. 538).

Mit dieser eindringlichen Frage schließt Barth seine ernsten und wertvollen Ausführungen ab.

II.

So wie Barth sich weitgehend unserer Meinung anschließt, so können auch wir es hinsichtlich der seinigen tun. Auch wo er den «Pazifisten» vorwirft, daß sie den Zusammenhang des Krieges mit dem ihm vorausgehenden Friedenszustand übersehen und darum die kriegstreibenden Momente zu wenig berücksichtigen. Solche Leute gibt es, es gibt sie noch heute.

Wo Barth aber in seiner Darlegung stets wieder die Möglichkeit eines «gerechten Krieges» anerkennt, können wir uns ihm nicht anschließen. – Bevor wir ihm grundsätzlich entgegnen, haben wir auf zwei Faktoren hinzuweisen, die ihm zu seinen diesbezüglichen Schlußfolgerungen die Bahn geebnet haben: seine optimistische Staatsauffassung und seine ebenfalls optimistische Schau der Kirche.

1918 bis 1930 hatte Barth nicht viel Interesse für Kultur, Gesellschaft und Staat, für alles, was sich auf dieser dem Gericht anheimgestellten Welt befindet. «Welt bleibt immer Welt.» Der Aufstieg Hitlers ließ ihn die gefährliche Seite dieses Negativismus und die Bedeutung des rechten Staates erkennen: nur der Rechtsstaat kann einer Ungeheuerlichkeit wie dem Nationalsozialismus begegnen. Von da an wuchsen sein Interesse und seine Wertschätzung des Staates. In der Kontroverse der mehr pessimistischen Staatsauffassung eines Augustin und eines Luther und der mehr optimistischen eines Thomas von Aquin und eines Calvin entschied er sich für die letztere. Ebensowenig wie Calvin selbst wollte er doppelte

Moral gelten lassen: Staat und Kirche sind beide an Gottes Wort gebunden, mögen sie sich in ihren Funktionen auch noch so sehr unterscheiden, – mit den Worten Calvins: Staat und Kirche sind das linke und das rechte Auge, beide erst bilden das Angesicht. In seiner 1938 erschienenen Schrift «Rechtfertigung und Recht» stellt Barth dem «*Gegenüber* von Kirche und Staat in der Gemeinde des Neuen Testaments» (K. L. Schmidt) den «positiven *Zusammenhang* beider Bereiche» entgegen. Er anerkennt, daß der Staat «dämonisch» werden kann, dies bedeutet aber, daß er dann sein Wesen verleugnet. Dieses Wesen des Staates steht für Barth in Zusammenhang mit den «Mächten» von Römer 13, 1 und 7, die er als «Engelmächte» deutet. Diese Mächte schützen den Staat wider die Dämonen und das Tier aus dem Abgrund und weisen ihn auf das Gebiet, wo Christus in Gottes Namen herrscht: «Wo das Neue Testament vom Staate redet, befinden wir uns grundsätzlich im christologischen Bereich» (S. 20).

Die exegetische Frage, ob die Mächte von Römer 13 tatsächlich als Engelmächte zu verstehen sind, lassen wir auf sich beruhen, ebenso die Frage, ob unsere Welt, die in unseren Tagen ein großes Heerlager wird und vom Gedröhn der Kriegsvorbereitungen widerhallt, in der alle Angelegenheiten und Aufgaben beiseite geschoben und verdrängt werden durch die Dringlichkeit der Aufrüstung, nun wirklich der Meinung günstig ist, das Kriegeführen sei ein opus alienum des Staates. Zu seiner optimistischen Beurteilung des Staates als eines mit Christus verbundenen Wesens haben wir aber eine kritische Bemerkung zu machen. Meines Erachtens entspricht das Bild des Geschichtsphilosophen F. Meinecke mehr der Wirklichkeit: «Die Staatsräson ist eine Maxime des Handelns von höchster Duplizität und Gespaltenheit, sie hat eine der Natur und eine dem Geiste zugekehrte Seite und hat, wenn man so sagen darf, ein Mittelstück, in dem Naturhaftes und Geistiges ineinander übergehen.» (Die Idee der Staatsräson, 2. A. 1925, S. 6.) Und weiter: «Zum Wesen und Geiste der Staatsräson aber gehört es gerade, daß sie sich immer wieder beschmutzen muß durch Verletzungen von Sitte und Recht, ja allein schon durch das ihr unentbehrliche Mittel des Krieges, der trotz aller rechtlichen Formen, in die man ihn kleiden mag, den Durchbruch des Naturzustandes durch die Normen der Kultur bedeutet. Der Staat muß, so scheint es, sündigen» (ebda S. 15). «Wir sehen in der Geschichte», sagt Meinecke gegen Ende seines fesselnden Werkes, «nicht Gott, sondern ahnen ihn nur in der Wolke, die ihn umgibt. Nur zu viele Dinge aber gibt es, in denen Gott und Teufel zusammengewachsen sind. Zu ihnen gehört voraus, wie Boccalini zuerst gesehen hat, die Staatsräson» (ebda S. 542). Diese Staatsräson ist das Prinzip des staatlichen Handelns, das Bewegungsgesetz des Staates. «Die Kontemplation kann nicht müde werden, in ihr Sphinx-Antlitz zu blicken, und kommt ihr doch nie ganz auf den Grund. Dem handelnden Staatsmann aber darf sie nur zurufen, daß er Staat und Gott zugleich im Herzen tragen müsse, um den Dämon, den er doch nicht ganz abschütteln kann, nicht übermächtig werden zu lassen»

(ebda S. 542). – Auch Barth weiß ja: «Der Staat als Staat weiß nichts von Geist, nichts von Liebe, nichts von Vergebung» (Rechtfertigung und Recht, S. 31). So möge sich denn der Christ, der immer und überall aus dem Evangelium zu leben hat, vor dieser Macht hüten – er möge sie im übrigen ehren und ihr dienen. Wo ein Mensch in ein Handgemenge auf Leben und Tod verwickelt wird, da verliert er das, was ihn zum Menschen macht, es ist nichts Menschliches mehr an ihm. Ein Staat jedoch, der das Gleiche tut in einem Kriege, geht seines Wesens nicht verlustig und bleibt ganz und gar ein Staat, ja, nach Hegel und andern großen Denkern erweist er da gerade seine Macht und Majestät am deutlichsten. Diese Tatsache zwingt uns, den Staat weniger optimistisch zu betrachten als Barth.

Gleicherweise ist auch die Schau der Kirche bei Barth zu optimistisch. Dies mag uns bei einem Manne befremden, der seinerzeit mit Recht Otto Dibelius' «Jahrhundert der Kirche» aufs Korn nahm mit seinem scharfen «Quousque tandem?», darin er fragte, ob denn diese Selbstüberschätzung der empirischen Kirche nie ein Ende nehmen werde. Heute ist es Barth selbst, der der empirischen Kirche zu viel Ehre erweist, wenn er ihr die Möglichkeit zur Kontrolle, Bekämpfung und Leitung des Staates zuerkennt. Es ist gerade einer der traurigen Folgen des historischen Sündenfalls des in der Kirche organisierten Christentums, daß es seit jenem Fall – außer in den Zeiten der klerikalen, päpstlichen Vorherrschaft – den Willen nicht aufbrachte, sich eine andere Meinung zu erlauben und seine Überzeugung derjenigen des Staates entgegenzuhalten. Es ist ja auch nicht leicht: hinter Kirche und Staat steht das gleiche Volk, seine Leidenschaft macht sich auch in der Kirche breit – eine Leidenschaft, die in Zeiten der Spannung systematisch erregt und wach gehalten wird. Nur eine Kirche kräftigen Glaubens und klarer Führung, die ihre Selbständigkeit zu wahren weiß, kann dem entgegenwirken. Gerade dieser Selbständigkeit aber ist sie verlustig gegangen. Höchstens gegenüber einer fremden Besetzungsmacht vermag sie sich aufzuraffen, nicht aber gegenüber dem eigenen Volk und dem eigenen Staate. Sie sucht ihre Ehre gerade darin, eine nationale Kirche zu sein und den nationalen Interessen zu dienen. Und selbst die internationale, die katholische Kirche vermag sich dem nicht zu entziehen.

So wie die Kirche im Laufe der Geschichte mit den irdischen Mächten zusammengewachsen ist, entbehrt sie der eigenen Stellungnahme gegenüber Volk und Staat (auch wenn sie meint, eine solche zu haben). Selbst, wenn sie für einen Augenblick zu dieser Stellungnahme gelangen könnte, fehlt ihr die Kraft zu einer dementsprechenden Haltung, zu einem Protest, geschweige denn zu einem Widerstand. Und überdies wünscht sie auch gar nicht zu dieser eigenen Stellungnahme zu gelangen, auch wenn sie das Gegenteil behauptet. Im modernen Staat, der längst seine eigenen Wege gegangen ist und sich in seiner Staatsräson um keine kirchliche Meinung mehr kümmert, ist die Kirche in den Hintergrund und in die

Abhängigkeit gedrängt worden. Der Staat führt, die Kirche leistet Gefolgschaft. Der Staat setzt das Ziel, die Kirche stimmt zu. So war es, als der Krieg von 1914 ausbrach, auf beiden Seiten. So war es auch im zweiten Weltkrieg. Jedes Volk meinte, unter der Führung seines Staates im Recht zu sein und einen gerechten Krieg zu führen, und überall hat die Kirche diese Überzeugung untermauert. So wird es im dritten Weltkrieg, den Gott verhüten möge, wiederum sein. Heute schon sind die USA und Rußland mit ihren Satellitenstaaten und Satellitenkirchen fest und aufrichtig überzeugt (Volk wie Kirche), das Recht auf ihrer Seite zu haben. Beim militärischen Vorgehen in Niederländisch-Indien war es ebenso. Die Einsicht kommt erst nachher. Und wenn schon die Einsicht gleich zu Anfang da wäre – die Kirche als solche würde es doch nicht wagen, Widerstand zu leisten. Man denke sich nur, sie würde – wie Barth dies in Aussicht stellt – «gegenüber der Regierung und der Majorität im Staate das Risiko der revolutionären Staatstreue auf sich nehmen» und behaupten, diese sei unter den gegebenen Umständen die wahre Staatstreue! Der Staat wird sich bedanken! Man denke sich nur, sie würde es wagen, in Tagen der Spannung «ein gefährliches Zeugnis abzulegen und das Odium der Unzuverläßigkeit auf sich zu nehmen!» – «Es soll ja einmal Propheten gegeben haben», sagt Barth. Man denke nur an Jeremia. – Gewiß. Doch erstens: was eine prophetische Persönlichkeit vermag, ist einem Kollektiv verschiedener Personen noch lange nicht möglich. Und zweitens: Wohl ist die Kirche Christi unter Einwirkung des Heiligen Geistes mit einem prophetischen Charakter in diese Welt getreten, nach ihrem Sündenfall aber hat sie diesen prophetischen Charakter eingebüßt. Nach ihrer verhängnisvollen Konzession an den weltlichen Staat, als sie das völlig unchristliche Kriegshandwerk ohne eine einzige Einschränkung erlaubte und den Widerstand dagegen als Gottlosigkeit brandmarkte, ist sie zu sehr der Welt gleich, zu sehr ein Teil der Welt geworden, als daß sie fortan noch die Kraft und die Selbständigkeit aufbringen könnte, um Widerstand zu leisten. Wer in Zeiten der Entscheidung das «principiis obsta»[2] vernachlässigt und sich mitschleppen läßt, der hat sich selbst der Möglichkeit grundsätzlichen Widerstandes begeben. Bevor wir von der Kirche eine eigene und selbständige Haltung erwarten dürfen, wird sie auf ihre verhängnisvolle Konzession zurückkommen müssen, zu einer neuen Erkenntnis des dämonischen Krieges aus geklärter Einsicht und gestärktem Glauben, – sie muß es wieder wagen, das Kreuz zu tragen. Diese Revision ihrer selbst, diese Bekehrung werden nicht möglich sein ohne die Einwirkung des Heiligen Geistes, auf die wir alle warten. Da der Geist aber noch verzieht, verharrt die Kirche in ihrer Haltung und wirkt in unseren Tagen mit an der Hölle von Korea.

---

[2] «Wehre den Anfängen».

III

Und damit gelangen wir zu der zentralen Frage, wo sich unsere Wege trennen. Barth setzt sich ein für einen «relativen Pazifismus», der je nach den Kriegszielen zwischen ungerechten und gerechten Kriegen unterscheiden will. Gerechte Kriege sind zwar «selten, sehr selten», aber es gibt sie offenbar doch. Barth will die Motive scharf unterscheiden: gekränkte Ehre, Geltungsdrang, die «Meinung, sich selbst eine geschichtliche Mission zuschreiben zu können», – das alles «kann kein berechtigter Grund sein, eine kleine oder große Kriegsmaschine in Bewegung zu setzen». – «Auch die Existenz oder Nichtexistenz eines Staates ist übrigens nicht in jedem Fall ein berechtigter Kriegsgrund»: «Jeremia hat das Volk von Jerusalem und Juda bekanntlich zur Unterwerfung aufgerufen.» – «Nur da, wo ein Volk und Staat ernsten Grund hat, die Preisgabe seiner Selbständigkeit nicht verantworten zu können, kann ein berechtigter Kriegsgrund überhaupt in Sicht kommen ... da darf und soll das Volk sich wehren» (S. 528 f.). Dann ist der Krieg eine Angelegenheit des Glaubensgehorsams, dann soll das Volk sich nach Gottes Gebot wehren. Dann soll der Christ als Staatsbürger Ja sagen, ein «christliches Ja». Das beharrliche Nein «des ethischen Absolutismus der Pazifisten» ist «Auflehnung gegen Gottes Gebot». Die radikalen Pazifisten, die dafür halten, es sei unter allen Umständen nicht erlaubt, Krieg zu führen, sind an die Konsequenz ihres Standpunktes gebunden, «sie sind keine freien Menschen mehr, keine, die auch frei bleiben wollen» zur freien Entscheidung (S. 536).

Wir möchten Barth vorerst fragen, ob er denn wirklich meine, es könnte sich je ein Volk finden, das bereit ist, seine Existenz oder Nichtexistenz als ungenügenden Grund der Abwehr zu betrachten. Wie wir gesehen haben, ist ein Staat nicht nur eine ethische, sondern auch eine natürliche Größe, die sich behaupten will. – Zweitens: Barth ist doch wohl auch der Meinung, daß jedes Volk, das sich behaupten will, in seiner natürlichen Freiheit einen zureichenden Kriegsgrund finden wird. – Drittens: daß auch jedes Volk nötigenfalls ein sittliches Gut aufzuzeigen hat, das des bewaffneten Schutzes wert ist. Barth beeilt sich ja, den Fall eines genügenden Kriegsgrundes gegenüber einem Angriff auf die Schweizerische Eidgenossenschaft für gegeben zu bezeichnen, überzeugt, ein solches sittliches Gut sei in seinem Vaterlande vorhanden (S. 529). Jedes Volk aber glaubt dasselbe. Der Amerikaner verteidigt die sittliche Freiheit, der Russe die sittliche Gleichheit usw. usw. Jeder sieht es von seinem Standpunkt aus. – Und viertens möchten wir Barth fragen, ob er mit dem Beispiel der verfolgten und unterdrückten ersten Christen vor Augen an seiner Meinung festhalten kann, daß bei einem Verlust der erwähnten natürlichen Güter eines Volkes «auch sein geistliches Verhältnis zu Gott auf dem Spiel steht» (S. 529). Was schwer fällt, sehr schwer fällt, ist deswegen nicht unmöglich, und sicher nicht bei Gott. Und die

Früchte des Leidens eines satten und selbstgenügsamen Volkes, die unverhofft aufbrechenden geistigen Kräfte können viel geringer, aber auch viel stärker sein als wir es uns denken. Es müssen vielleicht alle Sicherungen zerbrochen werden, bis das Evangelium wieder wie einst glüht und leuchtet in dieser Welt.

Unsere wichtigste Frage aber heißt: kann man denn wirklich die Gewalt des Krieges mit Christus gedanklich verbinden? Barth kann es. Das wissen wir seit 1938, und darum waren wir ob seinen Ausführungen in K.D. III/4 nicht überrascht. Im September 1938 hat Barth dem tschechischen Theologen Hromadka die erschreckenden Worte geschrieben: «Jeder tschechische Soldat, der dann streitet und leidet, wird es auch für uns – und, ich sage es heute ohne Vorbehalt: er wird es auch für die Kirche Jesu Christi tun» (Eine Schweizer Stimme, 1945, S. 58). Für viele Hundert ernste Christen, die mit dem Problem des Krieges rangen, war dies ein befreiendes Wort: Gott sei Dank, wir brauchen uns nicht stören zu lassen und können allenfalls losschlagen. In der holländischen Wochenschrift «Woord en Geest» (14. April 1939, Übersetzung eines in Oltingen und Gelterkinden gehaltenen Vortrags, 2. Teil) sagte Barth nochmals: «Wir wollen unsere freie Schweiz behalten! Es darf alles geschehen, was diesem Ziele dient, auch die bewaffnete Verteidigung unseres Landes.»

«Es darf alles geschehen, was diesem Ziele dient.» Alles! Und alles geschah dann auch in dem Kriege, der dann ausbrach. Alles. Auch das Unerhörte. Auch das Schlimmste. Aber es mußte sein. Der Lehrer der Kirche hatte gesprochen und freie Bahn gegeben. Und heute, angesichts eines möglichen dritten, noch schlimmeren Krieges, gibt er wiederum freie Bahn. Alles! Denn er weiß doch: kein kriegführendes Land läßt sich moralische Fesseln anlegen. Wenn der Krieg «gerecht» ist, darf alles geschehen, was dem Siege dient. Alles, auch wenn es noch viel abscheulicher ist als das, was der letzte Krieg uns vor Augen geführt hat. Es darf sein! Denn so dient man ja der Kirche Christi. Gott gebietet und erwartet von uns ein «christliches Ja».

Diese Ansichten sind nun meines Erachtens grundfalsch. Bei einem christlichen Denker lassen sie sich mir nur aus zwei Gründen erklären. Erstens: dieses Dilemma ist für einen Menschen sehr schwer. Es ist hart, sehr hart für einen natürlichen Menschen, sein Vaterland mit allem, was es an geliebten Gütern enthält, aufzugeben. Es ist hart, sehr hart für einen sittlichen Menschen, ohnmächtig zusehen zu müssen, wie eine unsittliche Gewalt sittliche Güter bedroht –, wenn er zugleich überzeugt ist, daß nur Gewalt dem Einhalt gebieten kann. Diese Gewalt aber heißt: die Barbarei loslassen und selbst üben. Der Christ in uns (der auf Erden den alten Adam nie ablegen kann) findet sich hier vor dem gordischen Knoten. Was Meinecke von Fichte geschrieben hat, läßt sich auch von Barth sagen: er löst den Knoten nicht, er schneidet ihn entzwei: es darf sein!: «Alles darf geschehen, was diesem Ziele dient.»

Die zweite Ursache der rigorosen Schlußfolgerung Barths: Eine wichtige Vorbedingung des «gerechten Krieges», mit welcher die Kirchenväter und Reformatoren sich ernsthaft beschäftigt haben, fällt bei ihm außer Betracht: der «modus rectus». Wenn jene sich bei der Behandlung dieser Vorbedingung in Illusionen wiegten, läßt sich für Barth noch nicht das Recht daraus ableiten, sich die Behandlung dieser Frage einfach zu schenken. Daß er dies tun konnte, ist wohl der Tatsache zuzuschreiben, daß er den Krieg als ein abstractum behandelt. Er weiß nicht mehr darüber zu sagen, als daß der Krieg eine «Massentötung» ist, die bei einer Verkehrtheit des Kriegszieles zu einem «Massenmord» werden kann. Das zweite ist abscheulich, das erste ist, wenn das Kriegsziel gut ist, erlaubt. Es will uns nicht recht deutlich werden, wie dieser Reinigungsprozeß des Krieges verlaufen soll. Es sei denn, man akzeptiere die bekannte Lösung: der Zweck heiligt die Mittel, alle Mittel. – Und noch weniger wird uns vor Augen geführt, wie diese Massentötung vor sich geht. Daß die Unterscheidung von Armee und Zivilbevölkerung (Frauen und Kindern) aufgehoben ist, daß der Bakterien- und Gaskrieg vorbereitet wird, was die Bombardierung von Rotterdam, Coventry und Dresden bedeutete, was eine einzige Atombombe auf Hiroshima und Nagasaki bewirkte, was wir in dieser Richtung noch zu erwarten haben –, das alles wird nicht mit einem Wort angedeutet. Der Krieg selbst – um ihn handelt es sich doch – der Betrieb des Krieges wird dem Leser nicht zur Wirklichkeit. Ist er für Barth überhaupt eine Wirklichkeit? So unbewegt, so formell, so scholastisch wird die ganze Frage behandelt! Wo hören wir den Notschrei des gepeinigten Gewissens, wie wir ihn vernehmen beim Historiker Johan Huizinga, der so wenig Antimilitarist war wie Barth selbst? «Auch wenn, schrieb Huizinga, diese Art der Kriegsführung nie Wirklichkeit wird, «dann wird doch die Tatsache allein, daß der Bakterienkrieg ernstlich geplant war, ein ewiger und infamer Schandfleck bleiben auf einem infamen Geschlecht». Ja, «angesichts eines solchen satanischen Hohnes auf das Urprinzip der Welt stünde es einer schuldigen Menschheit besser an, in ihrer eigenen Unwürdigkeit unterzugehen» (In den Schatten von morgen, 1935, S. 79). – Und ein holländischer Physiker, der ebenfalls kein Antimilitarist ist, mußte vor dem zweiten Weltkriege angesichts der Rüstungen ausrufen: «Es gibt Dinge, von denen ich hoffe, daß das holländische Volk sie nicht zulassen wird, auch wenn es ob dieser Weigerung zugrunde gehen sollte.» Auch er aber wird gewußt haben – und sonst hat ihn der zweite Weltkrieg eines Besseren belehrt – daß keine kriegführende Nation auf ein Mittel verzichtet – mag es noch so abscheulich sein –, das ihr den Effekt garantiert, die Niederlage vermeiden und den Sieg gewinnen läßt. Für den sittlich denkenden Menschen ist die schwerste Anschuldigung gegen den Krieg nicht die Tatsache, daß es zu diesen und jenen «Auswüchsen» kommt (diese sind notwendigerweise unvermeidlich). Vielmehr: *der Krieg wird geführt und beherrscht durch einen unsittlichen Intellekt, der, gelöst von*

jeder moralischen Basis, entbunden von jeder sittlichen Norm, nur noch frägt nach dem, was den Gegner zerschlägt. Tatsächlich, nur wenn man zugibt, daß «alles geschehen darf, was dem Ziele dient», kann man einen «gerechten Krieg» konstruieren. Solange man aber überzeugt ist, daß der Zweck die Mittel nicht heiligt, daß ein Lebenszusammenhang besteht zwischen dem Zweck und den Mitteln und daß dies vor allem heißt, daß die unheiligen Mittel das Ziel verderben und entheiligen –, solange wird man sich in diesem Punkte Barth nicht anschließen können. Es ist verständlich, daß diejenigen, welche den Krieg als durch die Not gebotenes Mittel rechtfertigen wollen, es wohl noch über sich bringen, von Gott und von seinem Gebot zu sprechen, daß sie aber selten das Wort «Christus» gebrauchen. Es gereicht Barth zur Ehre, daß er dieses Spiel, das für einen Christen kein ehrliches Spiel ist, nicht mitmachen will und unumwunden von einem Kämpfen (das heißt: Krieg führen) für die Sache Jesu Christi spricht. Es ist ehrlicher, es ist aber auch schrecklicher.

Unserseits können wir uns Christus inmitten der physischen und moralischen Greuel des Krieges nicht anders vorstellen, als daß er die Hände ringt über all dem, was seine Nachfolger glauben tun zu dürfen. Es ist gewiß konsequent, wenn ein holländischer Feldprediger auf die Frage, ob er sich einen Kampfflieger vorstellen könne, der vor dem Bombenabwurf auf die Stadt zu seinen Füßen Gottes Segen auf sein Werk erbittet, antwortete: «Ja, das kann ich!» Wir würden in solchen Augenblicken lieber einen Fluch hören, und wir glauben: der Himmel auch. Wo nicht nur der Mensch, sondern auch die Barmherzigkeit hingemordet wird, wo der Mensch, für den Christus geboren und gestorben ist, als Material gilt, das man braucht und vernichtet, da wird Christus geschlagen, sein Evangelium verhöhnt und Gottes Name entehrt.

Und dann sollte man als Christ nicht protestieren und sich nicht einmal weigern dürfen, dies alles mitzumachen, wenn nur das Ziel «gerecht» ist und keine «üble Sache»? Dann sollte man also diese entsetzlich «üblen Sachen» des Krieges nicht zurückweisen dürfen, weil man unter Gottes Gebot zur Teilnahme verpflichtet ist? Und eine Rückweisung wäre also «Auflehnung gegen Gottes Gebot»? In diesem Punkte ist Barth selbst gegenüber der Kirche im Rückstand geblieben, die in ihren ökumenischen Kundgebungen (zum Beispiel Oxford 1937) diese prinzipiellen Dienstverweigerer, die «conscientious objectors», in Schutz nahm und ihnen ihre Hilfe zusagte. Das Gewissen dieser Leute empört sich nicht nur wider die ungerechten Kriegsziele, als vielmehr vor allem wider den Krieg als solchen, weil sie ihn als erlaubtes Rechtsmittel ablehnen. Wir sind dankbar für diese Äußerungen, auch wenn wir wissen, daß die meisten Diener der Kirche und Theologen noch an der Seite Barths stehen und es ablehnen, die Dienstverweigerung als eine innerhalb der Kirche legitime Haltung anzuerkennen.

IV

Aus welchen Ursachen ist Barth und den meisten Theologen diese Einsicht verschlossen? Es ist, als trügen sie Scheuleder, sobald sie auf den grauenhaften Widerspruch zwischen Evangelium und Krieg stoßen. Wir vermuten die Ursache dieser Haltung zum großen Teil in der Tatsache, daß sie allzu schnell ihr Interesse auf den Staat als den Wahrer der Rechtsordnung richten. Zu dieser Wahrung bedarf er der «Machtmittel», wozu auch der Krieg gehört. Sie berufen sich dabei auf Römer 13, obschon Paulus an dieser Stelle nicht den Krieg unter «Obrigkeiten» im Auge hat. Wohl versucht Barth, das Wesen des Staates und den Krieg zu unterscheiden, verbindet den Krieg dann aber wieder als «opus alienum» mit dem Staate. Infolge dieser vorausgesetzten Verbindung der Kriegsfrage mit dem Staate bleibt man im Raum des Naturrechtes stekken. Die «Machtmittel» – die zugegebenermaßen viele Menschenleben fordern (doch das «Leben ist der Güter höchstes nicht») – werden keiner näheren Untersuchung unterworfen, nicht einmal beschrieben. Und ebensowenig läßt man in diesem Kapitel das Evangelium erklingen, wie es aus Christi Mund erklungen ist, wie er selbst es uns vorgelebt hat. Solcherweise aber werden die Gewissen nicht geschärft; sie werden vielmehr abgestumpft. Und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn dann der Gegensatz nicht erkannt und die Diskrepanz nicht eingesehen wird. Solche Theologen lassen sich vielzuviel von Seiten der Juristen beeinflußen oder sind selbst zu sehr Juristen, fällen zu formelle Urteile, als daß sie noch gute evangelische Theologen sein könnten.

Gott ist ein Gott des Rechtes und ein Gott der Liebe. Recht und Liebe sind zwei Begriffe, zwei Räume, die es deutlich zu unterscheiden gilt, die aber nie geschieden werden dürfen. Ein Recht, das von der Liebe gelöst ist, darin kein einziges Element des Erbarmens mehr zu finden ist, darf für das christliche Bewußtsein nicht mehr als Recht gelten. Ein gnadenloses Recht ist kein Recht mehr, denn es hat keinen Anteil mehr an jener Gerechtigkeit, in der Liebe und Recht sich berühren. Darum darf der Krieg, und insbesondere der moderne totale Krieg, dessen Opfer die ganze Zivilbevölkerung ist, für das wahrhaft christliche Bewußtsein niemals als «Recht» gelten.

Doch nochmals: neben der Frage nach dem Recht bleibt die andere Frage, ob das Evangelium von Gottes Erbarmen jemals mit dem Kriege zu versöhnen wäre. Und auf diese Frage antworten wir von Herzen: Nein! und wir glauben, es sei dies ein wirklich «christliches Nein».

Man warnt uns: durch diese Haltung wird die Erde der Rechtlosigkeit und Zerrüttung preisgegeben. Sie wird eine barbarische Erde, eine Wildnis werden. Unsere Antwort: das wird wohl ebenso die Folge des nächsten Krieges sein. Es bleibt nur zu fragen, welche Zerrüttung verhängnisvoller sein wird. Aus solchen Überlegungen aber wird keine christliche Entscheidung hervorgehen. In Christus hat Gott uns das Mittel des Krieges verboten. Dieses Verbot steht höher als jedes Gebot. Uns Christen bleibt

einfach nichts anderes, als daß wir nach anderen Mitteln und Wegen suchen, um das Leben und die Kultur des Volkes zu schützen. Ob uns dies mit Gottes Hilfe gelingen wird, das wird die Zukunft zeigen. Gandhi hat uns hier beschämt. Wir haben von ihm zu lernen. Auf jeden Fall aber gibt es kein empirisches, konkret bestimmbares «Gut auf Erden», das als das «höchste Gut» gelten darf, für welches der Mensch alles einzusetzen hätte, auch das Unrecht. Es gibt für den Christen nur ein höchstes Gut: das Reich Gottes. Und es hat uns befremdet, daß Barth an diesem Punkte, wo die größte Spannung zwischen Kultur und Reich Gottes aufbricht, die Eschatologie außer acht gelassen hat. Wir unterschreiben noch immer, was die Minderheit der holländischen oekumenischen Kommission, die 1939 des längeren über «Die Kirche und die internationalen Beziehungen» beraten hat, in ihrem Bericht feststellte: «Wenn schließlich die Umstände auf Erden so sind (einstweilen aber können wir uns noch schwerlich damit abfinden), daß das, was in dieser Welt als ‚Recht' gilt, nur durch den Krieg gewahrt werden kann, dann wird sich für uns daraus ergeben, daß wir in dieser Spannung zwischen Christentum und Kultur, zwischen Reich Gottes und Reich der Welt, uns auf die Seite des Reiches Gottes stellen. Die Bibel ruft uns auf, um Gottes heiligen Namens willen diese Möglichkeit ins Auge zu fassen.»

Nach Barth hat die Kirche hinsichtlich des Krieges zwei Funktionen: 1. soll die Kirche gegenüber dem Kriege eine besondere Distanz wahren: «Die Kirche, die Theologie hat zuerst und vor allem diese distanzierende, diese hinausschiebende Bewegung zu machen» (S. 522). 2. «Die Kirche soll nicht den Pazifismus predigen, sie soll aber von Fall zu Fall dafür sorgen, daß die Stimme dieser ruhigen Vernunft, solange es irgend eine Möglichkeit dazu gibt, laut wird und zu Gehör kommt (S. 526 f.). – Dies alles ist irgendwie selbstverständlich, auch sehr erwünscht und notwendig. Abgesehen aber von der Frage, ob die Kirche in Tagen der Spannung, inmitten eines der Propaganda unterstellten Volkes, dessen Teil sie durch ihre Glieder ist, immer über die nötige politische Einsicht, die psychologische Freiheit und die moralische Kraft verfügen wird, um «von Fall zu Fall die Stimme der ruhigen Vernunft erklingen zu lassen» – noch abgesehen davon glauben wir nicht, daß die Kirche damit ihren prophetischen Auftrag erfüllt hat. Das Erste und Wichtigste hat sie damit unterlassen. Und dieses Erste und Wichtigste ist nicht politischer Art – in dieser Hinsicht ist die Kirche nicht sachverständig –, sondern schlägt in das Gebiet des christlichen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, zwischen dem Menschen und seinem Nächsten, also der direkt evangelischen Ethik. Da befindet sich die Kirche in der «arena mea». – Und diese erste und wichtigste Aufgabe besteht darin, daß sie – nicht erst im letzten Moment der Spannung, wenn die Angst regiert und die Gemüter erhitzt sind, sondern von Stund an, auch im «tiefsten Frieden» und zu jeder Zeit – das Mittel des Krieges brandmarkt als ein unerlaubtes Mittel zum Zweck, als ein Mittel, das in schreiendem Widerspruch steht zu allem, was Christus

will, als ein Mittel, darauf niemals Gottes Segen, doch immer Gottes Fluch lasten wird.

Das Wirken für den Frieden, wie Barth es der Kirche zuteilen will, ist angesichts der sittlichen Greuel des Krieges zu zahm, zu schwächlich. Und überdies nimmt diese zahme und gegebenenfalls zustimmende Einstellung, die sich nicht an das heranwagt, was zuallererst an die Hand genommen werden muß, der Kirche die Kraft, ihre wichtigste Pflicht hinsichtlich des Krieges zu erfüllen. Diese Pflicht besteht nicht darin, sich einigermaßen vom Kriege zu distanzieren, sondern in dem, was ich am Schlusse des «Sündenfalls des Christentum» unter dem Titel «Wir sind mehr als Pazifisten» schrieb: «Es gilt, das Evangelium vom Gedanken des Krieges zu lösen.» Dieser der Kirche anhaftende Gedanke schändet das Evangelium, das sie predigt, lähmt ihre werbende Kraft unter der Jugend und unter den Heiden, diese Idee verunmöglicht es der Kirche, als eine wirkliche Macht des Friedens in dieser Welt aufzutreten. Die Welt kann in der Kirche, die bis auf den heutigen Tag in jedem Kriege nicht ein entgegen- sondern ein mitwirkender und inspirierender Faktor war, nicht die Gestalt des Friedens entdecken. Der Friede Christi ist ihr fremd und wird ihr fremd bleiben, solange sie in ihrem Sündenfall verharrt.

Man zeihe uns nicht des Hochmutes. Wir wissen, daß wir keineswegs besser sind als unsere Mitchristen, die uns in mancher Hinsicht übertreffen. Aber in der Frage, um die es hier geht, hat Gott uns die Augen geöffnet. Hier steht die Kirche, die wir lieben und der wir dienen, wider das Licht des kommenden Reiches, als eine Blinde, von Blinden geführt. In der Bedrängnis um ihretwillen bitten wir Gott, daß er seinen Heiligen Geist wehen lasse über ihre verhärteten Begriffe, auf daß sie sich dem Lichte zuwende, ihre Schande von sich tue, ihr Kreuz aufnehme und lebe.

Oegstgeest-Leiden *G. J. Heering*

WELTRUNDSCHAU

Churchill wieder am Ruder Als bei den Unterhauswahlen vom 25. Februar 1950 die Labourpartei nur mit einer ganz knappen Mehrheit ins Parlament zurückkehrte, da sprachen wir an dieser Stelle von einer *Funktions-, ja Existenzkrise der britischen Demokratie,* deren Überwindung nur vom endgültigen, klaren Durchbruch der einen oder anderen der beiden politisch-sozialen Grundströmungen zu erwarten sei, die sich jetzt innerhalb des britischen Volkes gegenüberstünden (Vergl. Märzheft der «Neuen Wege» 1950). Die erneuten Wahlen, die am 25. Oktober dieses Jahres stattfanden, haben noch keine Erfüllung dieser Erwartungen gebracht. Die Konservative